

Frank Keil

Special: 25 Jahre
Wiedervereinigung

Meine Mutter ging in den Westen, mein Onkel blieb im Osten

Erinnerungen an meine frühen Verwandtensreisen in die DDR

»Das mit den langen Haaren musst du aber ändern«, sagt mein DDR-Onkel Günther und gibt mir die Hand. Er lässt meine Hand nicht los, er schaut mich an. »Wir hier im Sozialismus haben gute Frisöre«, sagt er. Ich bin 14 Jahre alt, ich habe langes, dünnes Haar, auf das ich sehr stolz bin. Es hat mich viele Kämpfe gekostet, bis mein Vater es aufgegeben hat, mich zu dem Frisör zu schicken, zu dem auch er immer geht.

Ich bin 14 Jahre alt, und ich bin das zweite Mal in der DDR. Ich besuche meine Verwandten, es ist meine Idee, ich besuche sie eine Woche lang, und ich habe West-Kaffee mit und West-Schokolade und mehrere Pakete Nylonstrümpfe aus dem Westen, weil die aus der DDR nicht halten würden, sondern sofort Maschen ziehen, wie mir meine Mutter erzählte, die ich bis heute immer nur im Rock oder im Kleid gesehen habe, aber nie in einer Hose, bis heute nicht.

»Na, komm!«, sagt mein DDR-Onkel Günther, er lässt meine Hand los und wir gehen den Bahnsteig entlang, er trägt meinen Koffer. Wir gehen zum Hinterausgang des Dresdner Bahnhofs, wo er seinen Lada geparkt hat und wo nun ein olivgrüner und schmutziger Militärlaster hält, auf dessen Motorhaube ein roter Stern prangt. »Da sind ja unsere Russen-Freunde«, sagt mein DDR-Onkel Günther halblaut und grinst.

Mein DDR-Onkel Günther ist der jüngere und auch der einzige Bruder meiner Mutter. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder. Er ist von Beruf Schlosser. In seinem Haus, das er sich auf dem Grundstück seiner Eltern Stück für Stück nach Feierabend gebaut hat, sind die Geländer und die Griffe und die Beschläge alle von ihm selbst geschmiedet worden; meist in schwarz. Er wohnt in

Freital bei Dresden, damals war diese Kleinstadt niemanden groß ein Begriff.

Er war noch Jugendlicher, als meine Mutter, seine große Schwester, in den Westen ging, mit ihrem Mann, der mein Vater werden würde. Und jetzt wird es kompliziert, obwohl – so kompliziert ist es auch wieder nicht: Mal heißt es in meiner Verwandtschaft, dass meine Eltern über Nacht und heimlich und ohne irgend jemanden etwas zu sagen, abgehauen wären; dann wieder hätten alle Bescheid gewusst und so ungewöhnlich wäre das auch nicht gewesen, ständig seien Leute über die grüne Grenze und über Berlin in den Westen gegangen, bis es nicht mehr möglich war.

Tatsache ist: Bis heute wird über diese Flucht kaum gesprochen. Also nicht ausführlich, nur manchmal kurz in Andeutungen. Es gab sie, ja; aber mehr nicht. Und es sei ja auch alles so lange her und ganz andere Zeiten gewesen, was man sich eigentlich gar nicht mehr vorstellen könne, dass es das mal gegeben hätte: die Mauer und eine Grenze links und rechts davon, kilometerweit und undurchdringlich. Und Tatsache ist: Meine Mutter ging in den Westen, mein Onkel blieb im Osten.

Ich fand die DDR (die bei uns im Diercke-Schulatlas noch lange SBZ, also *Sowjetische Besatzungszone* hieß) interessant. Ich mochte sie auch irgendwie. Also nicht die Grenzer, die mich bei meiner ersten, eigenen Fahrt nach Dresden beim Grenzübergang meinen Koffer leeren ließen, den meine Mutter so sorgsam gepackt hatte, dass alles exakt seinen Platz hatte: meine Sachen und die West-Mitbringsel. Nun lag alles verstreut im Abteil. Alles, der Koffer war leer. »Einpacken!«, schnauzten mich die beiden Grenzer an, was ich



© ig31 | photocase.de

so gut es ging versuchte. Und was mir nicht wirklich gut gelang.

Aber ich mochte die Leute, die normalen DDR-Leute. Denen man ihre Arbeit ansah, die sie taten. Die so verblüffend unaufgeregt jeden Morgen zur Arbeit gingen, die immer viel aßen und die viel Schnaps tranken, ohne dabei allzu schlimm betrunken zu werden. Und die mit einer eigenen Lakonie den Mangel in ihrem Land ertrugen, so wie mein DDR-Onkel Günther treuherzig immer wieder aufbrach, irgend etwas zu organisieren und einzukaufen, was es oft nicht gab. Und er kam zurück, mit leerem Stoff- oder Plastebeutel, ohne sich groß darüber aufzuregen, dass seine Fahrt weitgehend umsonst gewesen war. »Gab's nicht«, sagte er und zog seine Hausschuhe an. »Ich probier's nächste Woche noch mal«, sagte er. Über Politik sprach er nie.

Und alles war anders und alles hieß anders und da war diese komische Mischung aus Stolz und aus Vorsicht ihrem eigenen Land gegenüber, die ich mehr spürte als verstand.

Und – ich konnte ja wieder fahren. Ich musste nicht bleiben. Ich konnte schauen und beobach-

ten und mir für mich meine Gedanken machen, und ich konnte für mein umzutauschendes West-Geld Unmengen an Büchern kaufen und dann war auch schon die Woche wieder zu Ende, und ich fuhr aus diesem merkwürdigen und seltsam freundlichen Land wieder zurück dahin, wo ich mich auskannte.

So fuhr ich immer mal wieder in die DDR, und meine langen Haare behielt ich. Wir gingen am Wochenende einen Tag in der Sächsischen Schweiz wandern, wir gingen in der Prager Straße einkaufen, wenn mir mein Onkel besondere Geschäfte zeigen wollte; ein Plattengeschäft etwa, in dem ich mir eine Michael-Jackson-Platte kaufte, *die* Michael-Jackson-Platte, »Thriller« natürlich, eine *Amiga*-Pressung, sie muss noch irgendwo bei mir rumstehen.

Und wir spazierten durch die Dresdner Neustadt, wir schauten am Blauen Wunder vorbei, nahmen die Schwebebahn nach unten und dann war da die Elbe vor meinen Füßen, die es auch bei mir zu Hause gibt. So vergingen die Jahre und erst heute fällt mir auf – von meinen Freunden interessierte sich niemand für die DDR, erst recht, als wir nicht

mehr zur Schule gingen und dieses blöde Vergleichen im Sozialkundeunterricht – wo ist es besser: im Sozialismus oder hier bei uns? – endlich wegfiel.

Und dann kam der Fall der Mauer. Und dann kam die Zeit, wo man nicht wusste, was passieren wird. Und dann kamen all die Nachrichten und Meldungen und Berichte, wie pleite das Land ist und wie pleite es schon lange war, wovon mein DDR-Onkel Günther immer mal wieder in Andeutungen gesprochen hatte: dass es keine Ersatzteile mehr gäbe, dass sie manchmal ab Mittag in seinem Betrieb nur noch herumsitzen würden, weil es nichts mehr zu tun gäbe, aber dann einfach nach Hause zu gehen, das käme auch nicht in Frage, man blieb einfach und tat nichts. Und nicht nur in seinem Betrieb sei das so, sondern überall. Und dann kam die D-Mark. Und dann kam die Wiedervereinigung. Was mein DDR-Onkel Günther – so weit ich das beurteilen kann – jeweils im Einzelnen gut verkraftet hat.

Doch zwischendurch, da kamen die Baumärkte. Wurden rasch am Rande nicht nur von Freital in schnell auf- und auch wieder abzubauenen Leichtbauhallen eröffnet.

Diese Baumärkte haben ihn erst bestaunt, dann aber immer mehr erschüttert. Ihn, den Handwerker. Den Bastler und Tüftler. Den Alleskönner. Alles, was er sich an Wasserzuleitungen, an Überbrückungen, an Halterungen für irgendwas in den DDR-Jahrzehnten selbst gebaut hatte, gab es nun zu kaufen – einfach so. In allen (oder wenigstens in vielen) Varianten. Und in unbegrenzter Stückzahl. Und nicht einmal teuer. Sondern preiswert. Oder billig. Und während er früher Geschäft für Geschäft abklapperte, um die verschiedenen Bauteile für irgendeine Sache an seinem Haus oder für sein Auto oder für Kollegen oder Freunde der Kollegen jetzt oder vielleicht morgen oder möglicherweise nächste Woche oder auch nur für irgendwann zu bestellen, ohne wirklich eine Aussicht auf Erfolg, holte man nun einen Katalog unter dem Ladentisch hervor. Blätterte darin fahrig herum, notierte sich irgendeine Num-

mer und am nächsten Tag könne er kommen und das Bestellte wäre da, natürlich. Ohne Aufpreis, »Was denken Sie denn?«

Er hatte das am Anfang nicht geglaubt, dass es so einfach werden könnte. So ohne Anstrengung, ohne Mühe.

Was sein ganzer Stolz gewesen war – das Improvisieren, das Ausprobieren, das Scheitern und das erneute Versuchen, der Zufall auch, das Glück – mit einem Mal war alles weg. Und kaum jemand sagte noch: »Du willst bei euch im Bad den Handstein auf die andere Seite verlegen, obwohl da nicht der Abfluß verläuft? Frag' den Günther, der Günther kann das!« Der Günther kriegt das hin! Wenn keiner eine Lösung weiß, der Günther hat eine. Mindestens.

Nun brauchte niemand mehr den Günther und seine Fertigkeiten, weil es keine Probleme mehr gab. Keine baulichen jedenfalls. Und meine Tante fuhr wie alle anderen jetzt voller Vorfreude nicht mehr runter in die Stadt in die alten Geschäfte, die nach und nach privat wurden, die einen neuen Anstrich bekamen und wo es nun die original West-Cola in kleinen Dosen gab, sondern gleich in die Supermärkte, wo alles hell erleuchtet wie



© ig31 | photocase.de

zum Anbeten unter Neonlicht auslag: das Fleisch, das Gemüse, das Obst. Mein DDR-Onkel Günther aber wurde in den vorzeitigen Ruhestand verabschiedet und bekommt seitdem eine offenbar solide Rente, jedenfalls klagt er nie.

Das letzte Mal haben wir uns zum 80jährigen Geburtstag meiner Mutter und damit seiner Schwester getroffen. Im Harz, somit auf halber Strecke zwischen Hamburg und Freital. Es gab zwischendurch eine Stadtführung und ein Mittagessen in einem Gasthof, in einem extra gebuchten Nebenraum, wie man das so macht. Ein vielleicht letztes Familientreffen größerer Art; ein vielleicht letztes Zusammenkommen von West und Ost.

Wir saßen zusammen und vermieden alle Themen, die ins Politische führen könnten. Nur kurz schauten alle betreten auf das Tischtuch, als meine Nichte zweiten Grades ins Schwärmen kam über einen ihrer Mitschüler, ein NPD-Mitglied, und wie der den Geschichtslehrer mit seiner Schwärmerei für die Hitlerzeit immer wieder aufs Neue provoziere, der daraufhin mehr als rot anlaufe, kaum noch Luft bekäme, und wie jedesmal die ganze Klasse johlend und feixend diesem offenbar ungleichen Duell beiwohnen würde.

Dann ein letztes Frühstück, jeder trug seinen Koffer zum Auto, und ich sehe, wie mein nun gesamtdeutscher Onkel Günther in sein Westauto steigt, das niemand mehr Westauto nennt. Wie er langsam vom Parkplatz fährt, den Blinker setzt und auf die Straße abbiegt.



© Rick | photocase.de


Von ihm als DDR-Onkel verabschiedete ich mich im Herbst 1988, als ich mal wieder in Freital Ferien machte, mit allem drum und dran. Er brachte mich wie immer am letzten Morgen zum Bahnhof, wir fuhren nicht den direkten Weg über die Hauptstraße, die eine ausgewiesene Europastraße ist, sondern wir nahmen einen kleinen Umweg, denn wie immer hatte man uns viel zu früh losgeschickt, damit wir ja nicht zu spät kommen würden. Und ich schaute auf das Flüsschen

Weißeritz, das durch Freital fließt und fließt. Ich schaute auf das langgestreckte Stahlwerk, in dem mein Großvater sein Leben lang gearbeitet hatte, und wir fuhren noch einmal an der Straßenecke vorbei, wo Jahr für Jahr die Kaufhalle eröffnen sollte und doch nie eröffnen würde. Es fehle an Baumaterial, es fehle an Waren, die man hier verkaufen könnte, es fehle schlicht an allem.

Dann hielt er wie immer auf der Rückseite des Dresdner Bahnhofs, er fand wie immer einen Parkplatz. Wir gingen auf den Bahnsteig, wo laut Aushang der Interzonenzug nach Hamburg fahren sollte, der wenig später bereit gestellt wurde: Er fuhr ganz langsam von draußen aus dem Hellem ins Dunkle der Bahnhofshalle.

Ich weiß nicht mehr die exakte Formulierung, die er gebrauchte, als wir zusahen, wie der Zug zum Stehen kam und die Türen zu öffnen waren. Er sah mich an, und er sagte: »Mit diesem Land wird es bald vorbei sein.« Oder er sagte: »Dieses Land macht es nicht mehr lange.« Oder vielleicht sagte er auch: »Ich kann mir nicht vorstellen, dass es noch lange gutgeht, das alles hier.« Nur war da plötzlich eine Gewissheit, dass sich etwas ändern würde, die neu war. Und die er nicht aufgeregt vortrug, sondern sachlich und abgeklärt, so als sei es so, wie es nun mal sei.

Ich suchte meine Waggenummer, ich suchte mein Abteil, ich suchte meinen Platz. Er half mir meinen Koffer in das Gepäcknetz zu wuchten und die Tüten mit den Büchern unter dem Sitz zu verstauen, darunter Christa Wolfs »Kindheitsmuster«, die ich in einer evangelischen Buchhandlung in der Neustadt erst auf Nachfrage hatte kaufen können, denn das Buch stand nicht im Regal, sondern wurde aus einem Nebenzimmer gebracht.

Dann gaben wir uns draußen auf dem Bahnsteig nochmals die Hand. Und er ging davon, obwohl noch Zeit war; er ging davon, ohne sich noch einmal umzudrehen. Abschiede sind nicht so seine Sache und werden es wohl nie sein. 

**Autor****Frank Keil**

liest gern und viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Moderator. Jetzt, wo das Kind aus dem Haus ist, ist er noch emsiger unterwegs und recherchiert und schreibt Reportagen, Porträts und Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine.

✉ keilbuero@t-online.de

🌐 <http://keilbuero.de/>

Redaktion**Alexander Bentheim (V.i.S.d.P)**

✉ Postfach 65 81 20, 22374 Hamburg

☎ 040. 38 19 07

📄 040. 38 19 07

✉ redaktion@maennerwege.de

🌐 www.maennerwege.de

Zitiervorschlag

Keil, Frank (2015): Meine Mutter ging in den Westen, mein Onkel blieb im Osten. Erinnerungen an meine frühen Verwandtenreisen in die DDR.. www.maennerwege.de, Oktober 2015.

Keywords

DDR, Biographie, Reise, Verwandtschaft, Alltag

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.